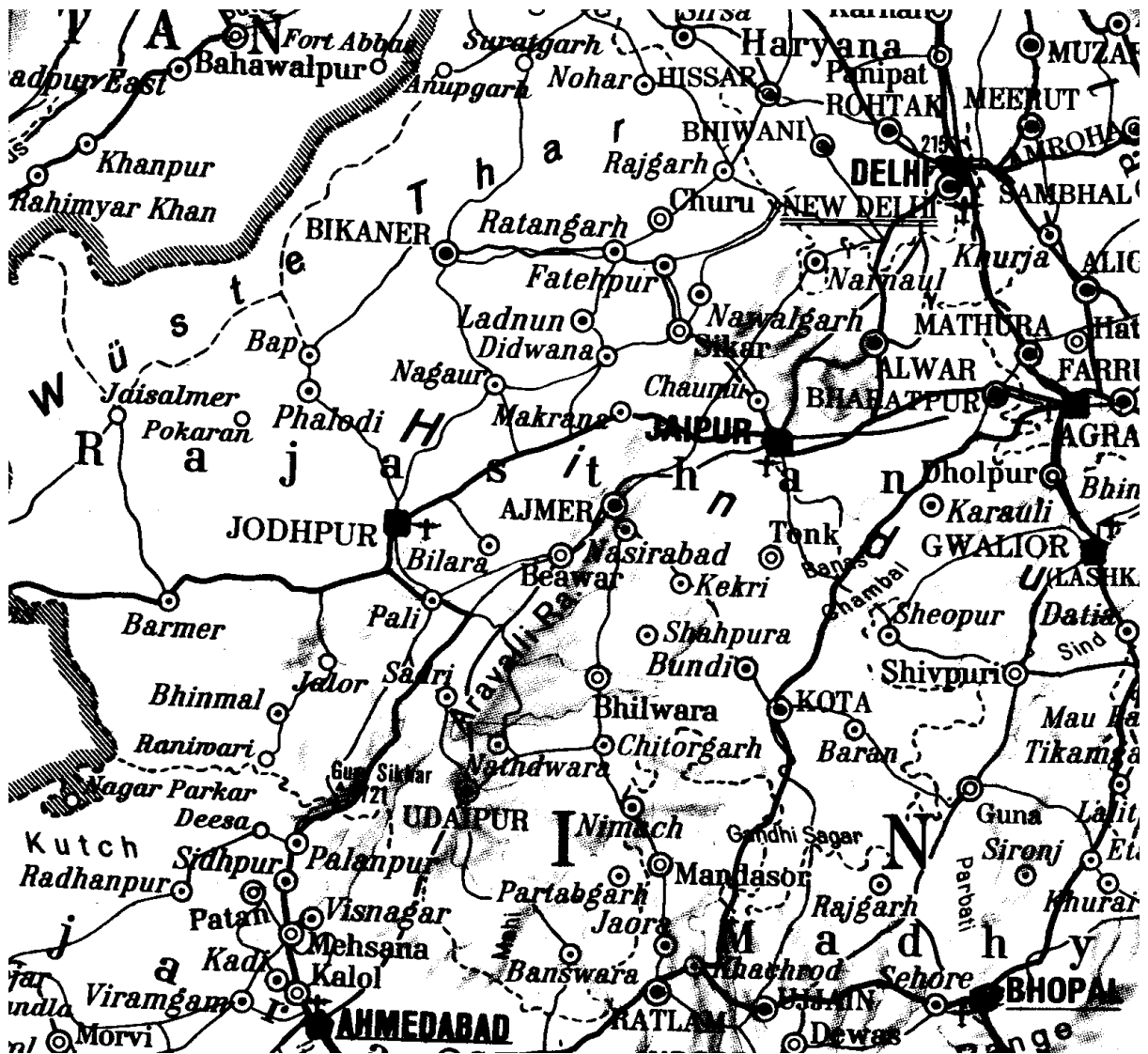


Rajasthan '21

»Against all odds?«

Michael M. Zwick



Vorbemerkung: Der indische Subkontinent stellt sich dem Reisenden als heterogener, facettenreicher Erfahrungsraum dar. Ein Blick auf die Sozialstruktur Rajasthans zeigt, daß dieser Bundesstaat nicht mit ›Indien‹ gleichgesetzt werden darf. Vieles spricht dafür, daß er nicht repräsentativ für's Ganze steht. Die Selektivität und Subjektivität von Reisetagebuchaufzeichnungen ist darüber hinaus stark von der Funktion, Art und Weise, in der eine Reise unternommen wird, abhängig: Ein touristischer Zugang wird andere Perspektiven hervorheben als eine Geschäftsreise, und ein (Kunst-)Historiker wird auf andere Besonderheiten stoßen als Reisende, die sich auf der Suche nach spirituellen Erfahrungen befinden und in die hinduistische Götterwelt eintauchen. Unübersehbar freilich sind jene Widersprüche, die seit der Staatsgründung 1947 das gesellschaftliche Leben prägen und - hier sei mir eine soziologische Bemerkung gestattet - die Ungleichzeitigkeit von Traditionsbeständen und Institutionen, die mit den gleichfalls anzutreffenden Modernisierungsbestrebungen teilweise kuriose und Wechselwirkungen eingehen. Sie lassen die rajputische Gegenwartsgesellschaft für das westliche Auge nicht nur widersprüchlich erscheinen, sondern bringen in unübersehbarer Weise Not, Armut und individuelles Leid hervor. Über persönliche Reiserlebnisse hinaus, beschreibt der folgende Text weder eine idealisierende (kunst-)historische noch eine spirituelle ›Traumreise‹, sondern eine kritische - und durchaus subjektiv gefärbte - Auseinandersetzung mit einem ›schwierigen‹ Gastland und seiner inhärenten Widersprüche.

Mitternacht in Delhi. Glück gehabt, das Gepäck ist mitgekommen, der knappen Umsteigezeit in Wien zum Trotz. Auch das erwartete ›Ankunftsdebakel‹ bleibt aus: Statt dem im Reiseführer angekündigten Schwarm von zig wenn nicht hunderten von Taxifahrern, der sich auf die übermüdeten, ortsunkundigen Ankömmlinge ergießt, um diese zuerst in Stücke zu reißen und ihre Einzelteile sodann zum Vorzugs-Wucherpreis in die Stadt zu transportieren, herrscht Friede in der Ankunftshalle. Nur wenige Fahrer haben sich zu der späten Stunde an diesem unwirtlichen Ort eingefunden. Sie halten Schilder mit den Namen der ihnen zugeordneten Fahrgäste hoch: ›Mr. Michael & Mrs. Christine Zwick‹ prangt von einem der Schilder. Gewonnen? Unsere Sorge war unbegründet: Seit kurzem gibt es ›prepaid‹-Taxen zum realistischen Festpreis in die Stadt und um ein Vielfaches billiger, als unsere vorbestellte Karosse. Den Heerscharen tourihungriger Fuhrunternehmer hat dieses Arrangement das Geschäft vermasselt.

Es ist viel zu dunkel, um einen Eindruck von der Stadt zu gewinnen. Das Taxi scheint sich mal im Kreis, dann im Zickzack fortzubewegen, und schon bald habe ich jede Orientierung verloren. Die Scheinwerfer schneiden Lichtkegel durch dichten Nebel, der allmählich auch ins Fahrzeuginnere dringt. Am durchdringenden Gestank nach halbverbranntem Zweitakt-Gemisch und Diesel wird deutlich: Es herrscht Smog!

Nach etwa einer halben Stunde knurrt der Fahrer »Connought Place«, die Dreh- und Angelscheibe Neu Delhis: Den hatte ich mir deutlich anders vorgestellt: als weitläufigen, begrünten Platz mit noblen Geschäften, shopping malls. Doch hier ist jeder Meter aufs engste bebaut. Offiziell neun Millionen Menschen drängen sich auf engstem Raum. Doch was heißt in Indien schon ›offiziell‹? Welche Statistik könnte das Chaos, die Slumbewohner, den steten Strom der Landflüchtlinge in die Großstadt zuverlässig wiedergeben? Kein Raum für Grünflächen und solchen Firlefanz! Hier dominiert das Schema der Notwendigkeit.

Rushhour am Hauptbahnhof. ›Ich hupe, also bin ich‹, ist hier Devise. Wer nicht hupt hat auch keine Daseinsberechtigung, scheint zur Kaste der ›Durchsichtigen‹ zu gehören - und hat im Verkehrsgetümmel entsprechend schlechtere Überlebenschancen. Das haben auch abertausende von Motorradfahrern gelernt. Sie stellen das Gros des ungeheueren mitternächtlichen Verkehrsaufkommens. An Intensität steht der ohrenbetäubende Lärm dem atemberaubenden Gestank in nichts nach. Wenn es eine Hölle auf Erden geben soll, dann müßte sie hier irgendwo zu finden sein.

Vis à vis vom Hauptbahnhof verläuft eine Straße, in der auch zu dieser Stunde noch aufs eifrigste gekocht, gebrutzelt und gegrillt wird. Auf den Gehsteigen davor liegen Schlafende in Decken eingehüllt, pechschwarz von Dreck und Ruß. Es gibt bei weitem mehr Menschen als Wohnraum und keine Spur eines sozialen Sicherungssystems. Das Gesicht der Armut ist hier drastischer und ungeschminkter als anderswo.

Der Gestank des Straßenverkehrs, die Düfte der kulinarischen Kabinettstückchen und der Odeur von Urin und Exkrementen, der teilweise von den mit stierem Blick umherirrenden Rindern, teilweise von den wohnungslosen Menschen stammt, gehen eine einzigartige, unvergleichliche Verbindung ein. Haben Sie es schon einmal bemerkt? Jedes Land und gar manche Stadt haben einen eigentümlichen, unverwechselbaren Geruch. Kaum läßt man den Flughafen hinter sich, entfalten sich die jeweiligen Duftnoten.

Das Hotel ›Sayal‹ liegt in einer ungeteerten Seitenstraße, die gleich hinter dem Bahnhof abzweigt. Zugegeben, eine etwas schaurige Ecke, die keine Luxusherberge erwarten läßt. Ein sehr geräumiges, ungepflegtes Zimmer wartet auf uns. Reine Männerwirtschaft - wie fast überall auf unserer Reise.

Lange nach Mitternacht drängt es uns zu einem kulinarischen Erkundungsgang in die ›Bahnhofstraße‹. Zart besaitete Seelen würden sich wohl nur unter Polizeischutz auf die nächtlichen Straßen wagen, in denen dunkle Gestalten in finsterner Nacht herumschleichen - grade so wir! Nicht zu vergessen die Flasche Sagrotan, denn die Hygiene in dem Straßenstand in dem wir schließlich zwei herrliche Vegetable-Curries verspeisen, stellt bestimmt gehobene Ansprüche an das an westliche

Standards angepaßte Immunsystem. Der Lappen, mit dem unser Tisch abgewischt wird, erweckt den Eindruck, als sei er bereits zur Reinigung eines Mopedauspuffs verwendet worden - bestimmt stellt er eine Oase für Keime aller Art dar... Draußen tost noch immer der Verkehr.

Mehr als alles, was wir bisher auf unseren Reisen erlebt haben, empfinden wir Delhi als Alptraum - aus Menschenmassen, Verkehrskollaps, Dreck, Lärm, Armut, Urin und Exkrementen.

Tags darauf gilt es, die weitere Reise zu organisieren. Delhis Schlepper warten bereits, als wir den Hauptbahnhof betreten. Geschickt versuchen sie, uns in eines der überteuerten Reisebüros zu lotsen, aber als erfahrene Traveller machen wir es ihnen schwer, uns abzuzocken. Wie heißt es: ›Brauchst Du Rat, frage einen Sikh!‹ Ehrenwerte, pragmatisch denkende Herren, die man unschwer am Turban erkennen kann. Einer führt uns ganz uneigennützig zum Bahnhof zurück und zeigt uns die versteckt untergebrachte Booking Office, die wir kurz darauf mit einem Ticket Delhi-Agra ›Luxury Class‹ für den nächsten Morgen verlassen. Dann suchen wir - vergebens - eine Office von Air India, um einen Flug von Jodhpur nach Cochin und den Rückflug nach Delhi zu buchen. In einem dubiosen ›Reisebüro‹ offeriert man uns zwar Tickets zum regulären Preis, erfindet aber im Verlaufe des Verkaufsgesprächs stets neue Steuern und Service Charges, die gut 50\$ extra gekostet hätten. Hätten, wenn ich nicht in einem Anflug von Geduldsfadenabriß mit dem Abbruch der Verhandlungen gedroht hätte und probeweise schon mal ins Freie gestürzt wäre. Wie von Geisterhand verschwanden darauf Gebühren, Steuern und Abgaben von der Rechnung ... Halt! Da war doch noch die Package-Tour. Das Rajasthan Rundreise-Arrangement für schlappe 400\$. Tausend Märker für die paar Strecken von Agra bis Jaisalmer und zurück nach Jodhpur in einem Dritte-Welt-Land? Nein Danke! Später, in Jaipur werden wir die Tour für weit weniger als die Hälfte buchen.

Nach dem zähen Ringen unternehmen wir noch einen Abstecher in einen Sikh-Tempel und das ›alte Fort‹, eine ruhige, beschauliche Gartenanlage mit Befestigungsmauer drumherum. Man kann die Ruhe und das ›Allein-Gelassen-Werden‹ kaum fassen. Nur von Ferne donnert der jagende Puls der mächtigen Stadt.

Kellner mit weißen Glacé-Handschuhen servieren in dem Aircon-Großraumwagen der Luxusklasse, der außer uns nur noch ein amerikanisches Pärchen beherbergt, ein Frühstück mit Omelette, Toast, Butter, dazu eine Kolonialkanne mit dampfendem Darjeeling.

Drei Stunden später betreten wir Agra, genau genommen eine reizlose Großstadt, die jedoch mit dem Taj Mahal und einem antiken, ›roten Fort‹ aufwartet und einen guten Einstieg ins benachbarte Rajasthan verspricht. Diesmal gelingt es trotz allem nicht, die Schlepper am Bahnhof abzuschütteln. Ich gebe mich möglichst unhöflich, und erzähle unserem ›netten Freund‹, der ungefragt unseren Three-

Wheeler entert, von den vielen schlechten Menschen an den Bahnhöfen, von denen die Schlepper die übelsten seien, weil sie Hoteliers erpressen und die Reisenden, die die Zeche letztlich zahlen, um viel Geld bringen. Aber selbst mein hinterlistiger Hinweis, daß ein solches Verhalten dem Karma abträglich sei und Schlepper damit rechnen müßten, als Frau, Schwein oder Wurm wiedergeboren zu werden, hilft nicht, den glatten, geschniegelten Schmarotzer abzuschütteln. Das verteuert die Unterkunft. Ein komfortabler Bungalow in einem großen, friedvollen Garten am Rande der Stadt nimmt uns in Empfang...

Das Taj Mahal liegt in einem großen backsteinummauerten Bezirk, der verschiedene Moscheen, herrliche Gartenanlagen und einige weitere Gebäude umfaßt. Mit Ausnahme des Taj sind alle Gebäude und die Umfriedungsmauern in tiefem Ziegelrot gehalten. Einzig das Taj hebt sich ab, erstrahlt in weißem poliertem Marmorlicht. Der Anblick ist überwältigend: Der Inbegriff von Ebenmaß und Schönheit. Ein ergreifender, heiliger Ort. Schah Jahan hatte es für seine Lieblings-Frau (!) Mumtaz in 22 Jahren Bauzeit errichten lassen - die Unglückliche hatte die Geburt ihres 14ten Kindes nicht überlebt. Der Monumentalbau hatte das Land in den Ruin getrieben. Einer seiner Söhne, Aurangzeb, ließ den Vater in Festungshaft nehmen, in einen Turm des roten Forts mit Blick auf das Taj Mahal. Dort beendete Schah Jahan acht Jahre später sein Leben - wegen gebrochenem Herzen, so will es die Sage. Seine ewige Ruhestätte fand er an der Seite seiner geliebten Mumtaz in jenem edelsten aller Mausoleen. So geschehen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Außer uns bot das rote Fort auch ein paar Hundertschaften Tauben einen attraktiven Aufenthaltsort, die meine Lieblingsfrau Tini-Taj sogleich treffsicher ins Visier nahmen...

Mit dem Luxus-Class-Ticket Agra-Jaipur in der Tasche, irren wir in aller Herrgottsfrühe durch die Scharen schlafender Gestalten an der Agra Main-Station. Da es absolut unmöglich wäre, für eine derart große Zahl von Menschen sanitäre Einrichtungen bereitzustellen, erfüllen die Bahnsteige diese Aufgabe. Der ›Erfolg‹ liegt gleichermaßen auf der Hand, bzw. auf der Bahsteigkante und beleidigt die Nasen der dort Wartenden, die dies aber nicht zu bemerken scheinen.

Der erwartete Luxustrip nach Rajasthan erweist sich als ordentlicher Flop. Wir landen in einem überfüllten Schlafwagenabteil, mit nur einem einzigen, freien Platz, und hätte sich nicht eine zuvorkommende Inderin der Upperclass in ihr Bett zurückgezogen, wäre die Reise für mich zur Tortour geworden. Aufgrund der Erfahrung vom Vortag hatten wir sowohl darauf verzichtet, zu frühstücken, als auch, uns Eß- und Trinkbares mitzunehmen. Und diesmal warten wir auf den Service vergebens. Na ja, es sind ja auch nur gut 200 Kilometer. Doch fünf Stunden später knurrt der Magen dann doch. Ich der Glut der Nachmittagssonne beginne ich zu überschlagen, ob nicht ein Fußmarsch die schnellere Alternative gewesen wäre...

Zweieinhalb Stunden später sind wir endlich am Ziel - fix und fertig. Von der Landschaft hatten wir nichts gesehen, denn die Fensterscheiben waren geborsten, vielleicht schon seit Jahren...

An der Jaipur Central Station warten prepaid Taxen - schlechte Karten für die Touts. Das ›Bissau Palace Hotel‹ übertrifft alle Erwartungen. Wie eine Oase der Anmut erhebt sich der einstmalige, kleine Stadtpalast des Großmoguln aus dem Unrat seiner Umgebung. Ein fürstliches, gepflegtes Zimmer mit kühlendem Marmorboden, sein antikes, mit einem Baldachin geschmücktes Bett in einer mit orientalischen Spitzbögen abgetrennten Nische und das ganz in Marmor gehaltene Badezimmer lassen die Herzen höher schlagen: Sollte hier der Großmogul höchstselbst sein Haupt gebettet haben?

Die Altstadt von Jaipur ist gleichfalls eine Wucht! Kilometerweit rostbraun getünchte, drei Jahrhunderte alte Gebäude mit bezaubernden Innenhöfen, Moscheen und Tempeln, kleinen kunstvoll angelegten Gärten. Dieses riesige Ensemble von zugleich mittelalterlicher Schönheit und orientalischem Flair verdient nicht von ungefähr das Prädikat »Weltkulturerbe«. Einige Kilometer außerhalb die Festungsanlage Amber, die - von innen besehen - den Titel ›Palast‹ verdient. In einem Hügelgelände, von dessen Spitze aus man Blick auf die im Tal brodelnde Metropole hat, haben sich die Moguln immense Schloß- und Befestigungsanlagen errichten lassen. Vom Geld anderer, die mit entsprechenden Steuern und Abgaben geknechtet wurden. Das Muster scheint Vergangenheit zu haben: Am einhundert Milliarden Mark teuren Umzug der Bundesregierung nach Berlin dokumentiert sich, daß Repräsentationssucht und die Megalomanie Herrschender auf Kosten des Volkes ungeachtet des drohenden Staatsbankrotts keine Spezialität orientalischer Großmoguln aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert geblieben sind.

Bedrohte Schönheit. Wie lange werden Jaipur und Amber den Anfechtungen der indischen Gegenwartsgesellschaft - Verkehr, Smog, Armut und Gleichgültigkeit - standhalten?

Dinner auf der Dachterrasse. Dank einer frisch eingetroffenen, größeren Reisegruppe wird ein opulentes indisches Buffet mit Dal-Suppe, Chicken-Curry, Mutton-Korma, mehreren vegetarischen Gerichten, dazu Gewürzreis, Nan, Roti und Chapati, den drei vorherrschenden Brotsorten, angeboten. In Indien wird, allen Vorurteilen zum Trotz, vor allem Brot und erst in zweiter Linie Reis als Beilage zu den Curries gegessen.

Ringsum Feuerwerke, die anlässlich von Hochzeiten abgebrannt werden. In einer Großstadt wie Jaipur, der größten Metropole Rajasthans, wird nahezu täglich irgendwo geheiratet. Der größte Tag im Leben einer Frau - manchmal der letzte große. Es sei denn, sie gebiert ihrem Herrn und Gebieter einen oder mehrere Stammhalter. Wehe wenn nicht! Töchter treiben eine Familie in den Ruin. Ihre

Verheiratung und Mitgift bedeuten in vielen Fällen das finanzielle Aus. Die Folge: In wohlhabenden Familien wird mittels Fruchtwasseruntersuchung vorausschauende ›Familienplanung‹ betrieben und über das Wohl des männlichen und das Wehe des weiblichen Fötus entschieden. In unterprivilegierten Kasten hilft oftmals der ›plötzliche Kindstod‹ nach. Nirgendwo sonst auf der Welt wird ein größerer Männerüberschuß berichtet. Das Knappheitsgesetz scheint hier seine Wirkung zu verfehlen, mit der Folge, daß das Geschlecht ›Frau‹, keineswegs im Wert steigt. Frauen sind die Zutat zum Mann, ihm auf Gedeih und Verderb ausgeliefert, manchmal bis über den Tod hinaus, denn noch immer werden seltsame ›Haushaltsunfälle‹ verwitweter Frauen berichtet, die früher ganz offiziell unter ›Witwenverbrennung‹ firmierten. Wenn es stimmt, daß sich Eifersucht umgekehrt proportional zur Attraktivität und zum Selbstbewußtsein des eifersüchtigen Gatten verhält, muß es um die indische Männerseele schlecht bestellt sein: Zu tausenden hängen sie nutz- und perspektivlos unter ihresgleichen auf den Straßen herum und suchen nach Wegen, Arbeit zu finden, oder besser, andere für sich arbeiten zu lassen. Damit wären wir wieder beim ›Kommissionsunwesen‹ angelangt, das im Schleppertum gipfelt. Den Frauen der niederen Kasten obliegen in der Regel die körperlich schweren Arbeiten, wie etwa Straßen- und Kanalbau, und schließlich die Pflege der Schwiegereltern. Keine rosigen Aussichten. Selbstverständlich bedürfen derartige Tätigkeitsprofile auch keiner besonderen Bildung und Ausbildung. Im Gegenteil: Bildung und eigenes Einkommen sind als Grundlage für Unabhängigkeit, Selbständigkeit und selbstbewußtes Auftreten pures Gift für dieses traditionelle Gemeinwesen: Vierzig Prozent der Männer, aber rund achtzig Prozent der Frauen gelten als Analphabeten. Von anderen gelebtes Leben, verplante Biographien. Nur selten bekommt man lächelnde Frauen zu Gesicht. In den Städten gibt es aber schon vereinzelt händchenhaltende Liebespaare - against all odds?

Die Heirats-, Mitgift- und Stammhalternormen sind gute Beispiele für Institutionen, die ruinöse Folgen für eine Gesellschaft nach sich ziehen können. Zusammen mit einem fehlenden Sozialstaat bilden sie die Grundlage für jene Geburtenexplosion, die jeden noch so kleinen Fortschritt sogleich im Keime erstickt. Sie versklaven die Frauen und führen zur Verarmung weiter Bevölkerungsteile. In Rajasthan liegt das jährliche Bevölkerungswachstum bei rund drei Prozent. Alle 24 Jahre wird sich die Bevölkerung unter sonst gleichen Bedingungen verdoppeln. Eine Katastrophe angesichts dessen, daß schon heute die Bevölkerung kaum ausreichend ernährt werden kann. Die Böden der Wüste Thar sind karg und seit drei Jahren fiel kein ausreichender Regen mehr. Eine ausweglose Situation?

Mit einem scheuen Lachen streckt mir Gobi seine Hand entgegen. Er wird uns die kommenden Tage durch Rajasthan chauffieren. In einem jener weißen alten indischen Diesel-Klassiker Marke »HM Ambassador Classic«, wie ihn bis heute auch

Staatsbeamte und Minister benutzen.

Bereits seine ersten Verrichtungen zeigen, daß Gobi keine Erfahrung mit dem Vehikel - um nicht zu sagen mit dem ganzen Straßenverkehr - hat: Das Schalten fällt ihm schwer, aber das Wichtigste von allem, das Hupen, klappt prächtig. Davon wird nicht nur zu jeder sich bietenden Gelegenheit Gebrauch gemacht, sondern auch dann, wenn sich keine bietet: ›Hast Du keine, schaff Dir eine!‹

Hauptsache Lärm! Indien ist mit Abstand die lärmendste Gesellschaft, die ich je bereist habe. Angefangen von Konflikten, die teilweise recht lautstark ausgetragen werden, über das Verkehrsgebaren, bis hin zu Feiern aller Art; Hauptsache, die Verstärker werden bis zum Anschlag aufgedreht und wenn sich die Musik dabei noch so überschlägt. Dazu ganze Batterien von Böllern als gelte es, ganze Scharen böser Geister vertreiben zu wollen. ›The louder the better!‹

Die Fahrt nach Pushkar entpuppt sich als wahrer Albtraum: Hunderte von Schwerlasttransportern veranlassen Gobi immer wieder zu waghalsigen Überholmanövern. Viermal möchte ich auf unser Weiterleben keine müde Mark mehr verwetten. Wenn Du das Weiße im Auge des entgegenkommenden Lastkraftfahrers aufblitzen siehst, dann schwebst Du Sekundenbruchteile im Niemandsland zwischen Leben und Tod. Lächerlicher Zufall, Zentimeter, Hundertstelsekunden entscheiden über Sein oder Gewesen Sein. Wir kommen an zwei Großunfällen vorbei. Das eine Mal hat sich ein Laster in einen entgegenkommenden Bus gebohrt, im zweiten Fall hatten sich zwei LKW frontal getroffen. Die Straße sieht aus wie ein Schlachtfeld. Rauchende, von der Wucht des Aufpralls und vom Feuer entstellte, glutheiße Eisenklumpen bleiben zurück. Rinnsale verflüssigten Teers versickern am Straßenrand. Ein paar Menschen hocken apathisch am Straßenrand. Kaum vorstellbar, daß es sich um Überlebende des Infernos handeln sollte. Bilder eines Bombenangriffs drängen sich mir auf: Eine Fliegerbombe, die, abgeworfen, zwei Fahrzeuge und ihre Insassen in Stücke reißt. Eine schauerliche Szenerie! Gobi freilich bleibt ungerührt und seinem Kamikaze-Fahrstil treu. Und alle anderen auch. Individuelles Durchbrechen um jeden Preis ist die Devise. Zwar gibt es Fahrschulen hier, doch bei genauerer Betrachtung scheint es, als sei automatisch jeder zur Teilnahme am motorisierten Straßenverkehr qualifiziert, dessen Beine lang genug sind, das Gaspedal durchdrücken zu können. Wie sollte es auch möglich sein, Analphabeten komplexe Verkehrsregeln zu vermitteln? Dazu der Fatalismus der hinduistischen Kastengesellschaft, der technische Zustand der zumeist schrottreifen Fahrzeuge und wehe, wenn ein Mitglied der Krieger-Kaste seinen religiösen Kastenpflichten nachkommen zu müssen glaubt. Mangels realer Kriegsschauplätze verdingen sich viele Mitglieder der Kriegerkaste heute als Lastwagen- oder Busfahrer, mit oftmals katastrophalen Folgen für alle Beteiligten. Bei derartigen Unfällen gibt es für Rettungsmannschaften und Krankenhäuser zumeist nichts mehr zu tun. Das Wesentliche erledigen Bergungstrupps,

Leichenverbrenner und, wo diese fehlen, die hungrigen Geier. Indien soll in der Verkehrstotenstatistik weltweit führend sein.

Pushkar entpuppt sich als kleines Städtchen mit geradezu dörflichem Charme und, dank seiner Höhenlage und dem geringem Verkehrsaufkommen, erfreulich frischer Luft. Seine Häuser scharen sich um einen zwei oder drei Quadratkilometer großen, künstlichen See, der mit heiligem Wasser gefüllt ist. Pushkar ist Wallfahrtsort, **der** Wallfahrtsort Indiens für gläubige Hindus. Vielerorts führen Ghats zum See - breite geheiligte Treppen, auf deren unterster Stufe Gläubige rituelle Waschungen durchführen. Auch Totenverbrennungen sollen an diesem magischen Ort zelebriert werden. Dahinter reihen sich jahrhundertealte Häuser auf, die meisten von ihnen weiß, oder in zart violetter Blautönen getüncht. Auf der dem See abgewandten Seite sind die obligatorischen Shops untergebracht, mit allem was man als Pilger so braucht. Devotionalien aller Art, wie Figürchen der prominenteren Gottheiten - derer es in Indien bekanntlich mehrere Hunderttausende gibt -, Glöckchen, Kristalle, Räucherstäbchen, Musikalien, und das Ganze in allen nur erdenklichen Farben, Formen, Düften und Klängen. Waren aus mehr oder minder edlen Stoffen, Messing und Kupfer, Cassetten mit den neuesten Hindi-Hits, Foto- und Filmzubehör, echter und weniger echter Silberschmuck und so weiter und so fort. Dazwischen zahlreiche Freßstände, die von A wie apple pie bis Z wie Zwiebel-Nan alle möglichen Gaumenfreuden offerieren und die Stadt in ein verwirrendes Gemisch von Düften tauchen. Ein Kaleidoskop von Trödel, Kitsch und Künsten - Hauptsache es gelingt, die Rupie am Rollen zu halten. Kitsch und Kommerz erinnern mich unversehens an Altötting: Pushkar, das Altötting Indiens - eine witzige Assoziation. Mit Glauben mag das Eine wie das Andere wenig zu tun zu haben; die Dominanz des Kommerziellen nährt jedenfalls Zweifel... Pilger sieht man eher seltener, dafür füllen Heerscharen viertel-, halb- und dreiviertelbeleuchteter Hippies und Freaks die Gassen. Nicht wenige scheinen in diesem anmutigen und zugleich mystischen Ort ihren inneren Frieden, ihren spirituellen Zufluchtsort gefunden zu haben. Dazwischen drängen sich Kunden ausspähende ›Heilige‹ und Gurus, die ihre Dienste anbieten.

Auf einer kleinen Anhöhe westlich des Ortszentrums befindet sich ein größerer Tempel, der Brahma geweiht ist. Nur wenige Pilger statten ihm einen Besuch ab. Wir stehen etwas abseits im Schatten, um der Sonnenglut zu entgehen, aber auch, um die Szenerie etwas aus der Distanz zu betrachten. Eine einheimische Familie gesellt sich zu uns. Vater und Mutter samt einem neugeborenen Kind. Letzteres ist in eine Decke eingeschlagen und ruht in Mutters Arm. Wir wechseln ein paar nette, unverbindliche Worte. Plötzlich lacht uns die Mutter an, schlägt die Decke zurück und hält uns - beinahe triumphierend - das Geschlechtsteil ihres Stammhalters unter die Nase. Ihr Blick signalisiert: »Geschafft! Daseinsberechtigung als Frau unter Beweis gestellt!« Männlichen Nachkommen ist es schließlich vorbehalten, für das Begräbnis des Vaters

zu sorgen, den Scheiterhaufen aus Sandelholz zu errichten und die Riten der Totenfeier zu vollziehen: Das Aufbetten des Leichnams auf den Scheiterhaufen, das siebenmalige Umschreiten desselben, das Entzünden des Feuers, das Übergießen der sterblichen Hülle mit Butter, schließlich das Öffnen des Schädels mit der rituellen Axt, um dem Geist des Toten den Eintritt ins Atman zu ermöglichen. Tags darauf wird die erkaltete Asche feinsäuberlich in eine Urne gegeben, um später in einem heiligen Strom den Weltmeeren zugeführt zu werden.

Eine andere Funktion von männlichen Nachkommen ist es, für die Pflege der Eltern Sorge zu tragen. Im patrilinearen System Indiens obliegt es der Schwiegertochter nach der Eheschließung in das Haus des Bräutigams zu ziehen und sich bei Bedarf der Pflege der Schwiegereltern anzunehmen - ganz abgesehen davon, daß sich der Wert einer Braut deutlich an der Höhe ihrer Mitgift und der Opulenz der von ihren Eltern auszurichtenden Hochzeit bemißt.

Gegen Abend entsteht ein stimmungsvolles Bild. Die langsam untergehende Sonne taucht das Oval des Sees in ein zartes Rosa, dem etwas später ein kräftiger Orangeton und alsbald alle Schattierungen von Violett folgen. Taubenschwärme steigen auf und bilden dunkle, flatterhafte Wolken, die sich ebensoschnell aus dem Nichts erheben, wie sie verschwinden. Von dem hinter dem ›Pushkar Palace Hotel‹ gelegenen Ghat dringen Trommelklänge in den Ort. Allabendlich wiederholt sich dasselbe Schauspiel. Drei Musiker versammeln sich am Ufer am Fuße eines Baumes, während sich die Ghats mit Hippies und Tourivolk füllen. Es wird zu den teils meditativen, teils ekstatischen Rhythmen getanzt, jongliert und Feuer geschluckt. Die große Stunde von Gauklern, Tänzern und Akrobaten ist angebrochen. Bereits nach wenigen Takten fallen die ersten Tänzerinnen in Trance. Der Grad der Erleuchtung scheint sich umgekehrt proportional zur Dauer bis zum Eintritt der Trance zu verhalten. Einige der Dorfgurus schreiten würdigen Hauptes einher und genießen die bewundernden Blicke, die ihnen zugeworfen werden. Nach Sonnenuntergang wird noch schnell der fällige Obolus eingetrieben, dann löst sich das Spektakel allmählich auf.

Tags darauf machen wir einen kleinen Ausflug ins 14 Kilometer entfernte Ajmer, dem islamischen Pendant zu Pushkar: Ajmer beherbergt eine berühmte Moschee, in der sich das Grab eines noch berühmteren Sufiten befindet. Es erhebt den Ort in den Rang eines Mekkas Indiens. Abertausende Gläubiger streben durch die Gassen dem Mausoleum zu. Bisweilen ergibt sich ein bedrohliches Gedränge, dem ein paar Dutzend bisweilen überforderter Ordnungshüter entgegenwirken, die sich mit wechselndem Erfolg um die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung bemühen. Dazwischen ganze Heerscharen von Spendeneintreibern der zäheren Sorte, die mit Koma signalisierendem Blick die Hand zum Mund führen und eine milde Gabe erbetteln. Dazu wird manchmal ein Wort, das ähnlich ›Banana‹ klingt,

gemurmelt. Assoziationen zum ›Monopoly‹ werden wach: »Gehe nicht über Los, ziehe keine Spende ein, gehe direkt zum Obsthändler und decke Dich dort mit Bananen ein!« Alle weiteren Geldeintreiber werden von mir zu ihrer größten Verblüffung mit einer gekrümmten Gelbfrucht bedacht - das Stück zu einer Rupie.

Die Moschee ist, wenn man mit den Vorbildern aus Delhi oder Agra vergleicht, eher enttäuschend: klein und - verglichen mit der Raj Mashid - kaum von nennenswerter Ornamentik und Pracht. Auch hier wartet ein Heer von Spendeneintreibern. Unglücklicherweise sind meine Bananen bereits zur Neige gegangen und so kehre ich zu der Gepflogenheit zurück, verstümmelten Bettlern ein wenig Kleingeld zuzustecken.

Vor dem Heiligtum hat sich ein Terzett eingefunden. Ein Sänger und ein Tabla-Spieler; die Harmonien steuert ein weiteres Instrument bei, eine Art Ziehharmonika mit diatonischer Klaviatur, nur eben, daß dieses portable Harmonium auf dem Boden liegend bedient wird. Die linke Hand bewegt den Blasebalg, die rechte bearbeitet die Klaviatur.

Wir lassen uns von der Pilgerschar in das Allerheiligste ziehen, stoßen, mitreißen. Der winzige Raum ist mit einigen Kultgegenständen ausgestattet. Vor einer Urne ist ein rotes Samtkissen ausgebreitet. Eilfertige Priester sondieren blitzschnell die potentielle Zahlungsfähigkeit der vorbeiziehenden Menschen, drücken die einen weg, die anderen jedoch mit der Stirn gegen das Kissen - und nehmen dafür sofort größere Scheine entgegen. Neben dem Kissen türmt sich ein ungeheurer Berg an Banknoten auf. Ein offensichtlich florierendes Unternehmen, das gegen Bares religiöse Dienstleistungen anbietet.

Früh morgens gegen acht. Gobi wartet schon mit der frisch gewienerten Karosse. Über dem See hängt noch der feuchte Dunst der Morgenkühle. Zeit zum Aufbruch. Trotz der schönen, friedlichen Morgenstimmung sieht Christine blaß und freudlos aus: Dreihundert Kilometer Fahrstrecke liegen vor uns, zwei umgestürzte LKW, ein vor der Fahrbahn abgekommener und gleichfalls umgestürzter, völlig demolierter Bus, eine Frontalkollision von Kraftwagen mit Bus werden uns begegnen. Die Fahrzeuge sehen das eine ums andere Mal wie von Bomben zerfetzt aus. Die Toten werden bei zu unserem Eintreffen schon abtransportiert sein.

Udaipur - Traumstadt? Nicht unbedingt. Aber doch mit einer Menge an Reizen gesegnet. Zunächst die beiden Seen. Über dem stadtnahen Pichola-See erhebt sich mächtig der Stadtpalast, an dem über vierhundert Jahre hinweg sukzessive gebaut wurde und der darum eine übergroße, komplexe Erscheinungsform angenommen hat. Ein phantastisches Gebäude, an welches sich die verwinkelten, steilen Gassen der Altstadt anschließen. Wenig Verkehr. Normalerweise würde dies auf einen geringen Lärmpegel schließen lassen, aber jemand muß sich eine neue, gut 130 Dezibel laute Stereoanlage zugelegt haben und beglückt das gesamte Stadtviertel bis tief in die

Nacht hinein mit Hindi-Techno. Unweit des Stadtpalastes der große Vishnu-Tempel - einer der wenigen Exemplare, die den zerstörungswütigen Islamisierungsversuchen Aurangzebs auf wundersame Weise entgangen sind. Im Tempelinneren herrscht reges Leben. Gruppen von Männern musizieren, eine Schar von Frauen singt und klatscht im Takt dazu. Der Tempel ist mit wunderbarer Ornamentik übersät, mit allerlei Tempeltänzerinnen, Fabelwesen und Alltagsszenen, die in Stein gemeißelt sehr an das weit entfernte Angkor erinnern. Einige der Darstellungen sind Marke ›jugendgefährdend!‹

Wir haben uns ein kleines familiäres Hotel ausgeguckt, mit sehr kleinen, jedoch gemütlichen Zimmern und schönem Blick auf den Pichola-See. In dessen Mitte ragt das monumentale ›Pichola Palast Hotel‹ aus dem Wasser. Es gilt als eines der luxuriösesten Hotels weltweit. Uns genügt die faszinierende Kulisse, die es abgibt. Orient pur. Märchen aus tausendundeiner Nacht. Hinter dem Palasthotel, am gegenüberliegenden Seeufer liegt der Jagdish-Mandir-Tempel, der aber umfunktionierte und heute als repräsentatives Ambiente für offizielle Anlässe genutzt wird. Auch wenn von innen weniger berauschend als erwartet, komplementiert er jedoch für den Betrachter die wunderbare Kulisse.

Jenseits der Altstadt das gewohnte Bild aus Verkehr, Schmutz, Rinderkot und Pisse, das scheinbar gleichgültige Nebeneinander von arm und reich. Doch der Schein trügt: Für den fremden Betrachter fast unmerklich, ist die Stadt doch streng nach Kasten gegliedert, werden die Wege- und Brunnenrechte aufgeteilt, dem Bemühen stattgegeben, mit Vertretern niederer Kasten möglichst nicht in Kontakt zu geraten, um nicht beschmutzt zu werden und sich nicht aufwendigen Reinigungsritualen unterziehen zu müssen. Arm geboren zu werden, hat man sich selbst zuzuschreiben. Durch die Anhäufung schlechten Karmas im früheren Leben folgt die Strafe nun auf dem Fuß - so will es der Hinduismus. Sein Kastensystem läuft allen Anstrengungen zuwider, seine materielle Situation dauerhaft zu verbessern. Umgekehrt dient die offene Darstellung von Reichtum als Beweis für gutes Karma, ein den Göttern wohlgefälliges Verhalten im Vorleben. Auf diese Weise zementiert und legitimiert das hinduistische Glaubenssystem extreme soziale Unterschiede, entlastet die Politik von sozialstaatlichen Verpflichtungen und führt zu fatalistischem Gleichmut und zur Gleichgültigkeit gegenüber Armut, Krankheit und Leiden. Mitleid ist in dieser Philosophie fehl am Platz. Man mag einwenden, die Kastenordnung sei bereits seit Jahrzehnten gesetzlich verboten. Doch gemacht - sollte es möglich sein, die Jahrtausende alte, kosmische Ordnung des Hinduismus mit einem einfachen Gesetz, einem Stück Papier aus den Angeln zu heben? Es gibt Dinge, deren soziale Geltung von politischem Willen unabhängig zu sein scheint. Religiöse Normen erweisen sich in traditionellen Gesellschaften bisweilen als sehr zäh und langlebig: Noch immer ist es tabu, mit Angehörigen anderer Kasten zu speisen oder gemeinsam mit ihnen ein

und denselben Brunnen zu benutzen. Auch geheiratet wird innerhalb der eigenen Kaste. Lediglich im jahrzehntelang kommunistisch regierten Kerala sollen sich deutlich liberalere und egalitäre Regelungen eingeschleift haben. Und im Regierungskabinett Vajpayee amtieren sogar Minister aus der Kaste der Ziegenhirten. Es wird allerdings gemunkelt, die Ministerialbürokratie weigere sich standhaft, mit ihren Ministern zusammenzuarbeiten...

Unser nächstes Ziel ist Jaisalmer - ein gewaltiges Fort in der Wüste Thar, rund 600 Kilometer nordnordwestlich von Udaipur gelegen. In einem Ritt ist das kaum zu schaffen, da wir selbst auf den Highways kaum mehr als fünfzig Kilometer in der Stunde zurücklegen. Dazu noch die Durchquerung von Jodhpur. Wir beschließen zwei Etappen. Zunächst von Udaipur nach Kimsar Castle und tags darauf weiter nach Jaisalmer. Als wir zirka acht Stunden später erschöpft und ›einige Verkehrstote‹ reicher vor dem Heritage-Hotel in Kimsar stehen, trauen wir unseren Augen kaum: Ein Palasthotel am Rande eines winzigen Dorfes, inmitten der weiten Wüste. Das ›Royal Kimsar Castle‹ gilt als eines der nobelsten Mitglieder der Heritage-Gruppe. Ich hatte mich am Vortag telefonisch mit dem Concierge unterhalten. Dabei hatte er beiläufig nach meiner Herkunft gefragt. ›Munich‹ antwortete ich ihm. Erfreut meinte er, er wäre bereits einmal dort gewesen und er hätte eine Überraschung für uns... Zum ›Normalpreis‹ hatte er den exklusivsten Raum, die Hochzeitssuite für uns reserviert. Achtzig Quadratmeter überschlage ich. Feinstes antiquarisches Mobiliar, Orientteppiche, ein Bett zum Sich-Darin-Verlieren oder -Verlieben oder beides: Selbst dem ausgefallensten Stellungsspiel einer orientalischen Hochzeitsnacht würde es Genüge tun. Das Badezimmer ist mit feinstem weißen Marmor gefliest, mit Messingarmaturen und einer großen, in den Boden eingelassenen Badewanne. In Anbetracht der ringsum herrschenden Dürre, mutet die Badewanne irgendwie dekadent an - vom Pool im Garten ganz zu schweigen.

Bei einem kurzen Spaziergang im Ort werden wir recht mißtrauisch beäugt - die Wüste, die den Abendtisch noch karger deckt als in dem ohnehin schon armen Land, steht in zu krassem Widerspruch zum Luxus a la ›Kimsar Castle‹: Man weiß wohl, daß die Bewohner dieser Edelherberge für eine Nacht weit mehr als den halben Jahreslohn des durchschnittlichen Ortsansässigen hinblättern...

Gobi ist in einem nahe gelegenen Wüstendorf beheimatet und verbringt die Nacht bei seinen Lieben. Schon auf der Fahrt nach Kimsar wurde er immer aufgekratzt, je näher wir seinem Geburtsort kamen. Tags darauf empfängt er uns freudig und will uns noch vor der Weiterfahrt ein paar Schätze seiner Heimat zeigen. Er bringt uns zu einer riesigen Sanddüne, stöbert mit Scharfblick eine Antilopenherde auf und zeigt uns noch ein paar Wüstendörfer, die kilometerweit voneinander entfernt liegen. Sie umfassen nur wenige Häuser, da die Kargheit der Wüste und der Wassermangel nur wenige Einwohner pro Quadratkilometer ernähren. Die Häuser

sind rund und ebenerdig, aus Lehmziegel gemauert. Sie besitzen nur einen einzigen Raum. Das Gebäude ist mit einer Art Strohdach gedeckt. Teilweise sind die Dörfer umfriedet und beherbergen einige Bäume, ein Paar Ziegen und vielleicht etwas Federvieh. Die Brunnen liegen zum Teil kilometerweit außerhalb. Es obliegt den Frauen, die täglich benötigten Wassermengen in voluminösen Krügen heranzuschaffen.

Für die dreihundert Kilometer nach Jaisalmer braucht es achteinhalb Stunden! Wüste, nichts als Steinwüste. Selbst das karge Buschwerk scheint sich nach Jodhpur zurückgezogen zu haben. Mit zunehmender Nähe zur pakistanischen Grenze gerät Bewegung in das triste Bild. Endlose Militärkolonnen, eingegrabene Schützenpanzer, Material- und Mannschaftswagen. Hinter jedem ›Busch‹ droht ein Kanonenrohr. Alles erweckt einen so martialischen Eindruck, als befänden wir uns inmitten der Frontlinie, wo man zwischen zwei Schußwechseln nur mal kurz zum Nachladen eine Feuerpause eingelegt hat, und der nächste Großangriff gerade vorbereitet wird. Aus dem Internet wissen wir, daß die Lage zwischen Indien und Pakistan aufs Schärfste angespannt ist, von einer Eskalation der Lage gleichwohl noch nicht die Rede sein kann.

Der Konflikt zwischen Indien und Pakistan ist so alt wie die beiden Nationen selbst - gleichsam eine nachhaltige Geburtskomplikation: Die Moslemliga war einst aus dem Nationalkongreß, der bis dahin von allen Regierungsgruppen gemeinsam getragenen Widerstandsorganisation gegen die britischen Besatzer ausgetreten. Ihr Vorsitzender, Jinnah, forderte mit unnachgiebiger Härte einen eigenen, unabhängigen Moslemstaat - und erhielt ihn dank der Nachgiebigkeit der Briten. Die Grenzziehung zwischen Indien und Pakistan erfolgte überstürzt, ohne Rücksicht auf kulturelle Belange von Moslems, Hindus und Sikhs. Die Folge: Nackte Wut auf allen Seiten. Die in den Folgetagen einsetzenden Gemetzel zwischen den Anhängern der drei großen Religionsgruppen sollen ein bis zwei Millionen Menschen das Leben gekostet haben. »Tod den Hindus«, »Tod den Moslems«, »Tod den Sikhs« waren die Parolen in der zweiten Hälfte des Jahres 1947. Vor allem letztere waren bei der Teilung des Subkontinents unter die Räder gekommen, ihr Stammland, Punjab, zerrissen worden. Millionen von Menschen wurden vertrieben. Endlose Flüchtlingsströme entstanden: Moslems 'gen Westen, Hindus nach Osten. Nicht zu schweigen vom Zankapfel Kaschmir. Auch dieser bis heute explosive Krisenherd hat seinen Ausgang in ungelösten ethnischen und die Grenzziehung betreffenden Fragen. Lösungen scheinen meilenweit entfernt. Alles andere als rosige Zukunftsperspektiven, schließlich sind beide Länder zwischenzeitlich atomar bewaffnet..

In den letzten Januartagen führte Indien einen Atomtest mit einer Mittelstreckenrakete in Orissa durch, doch von dem in dieser Woche geplanten Atomtest in der Wüste Thar ist nun nicht mehr die Rede. Auch hier demonstriert Indien seine

Neigung zu scharfen Kontrasten: Leben wie im Mittelalter auf der einen, Atomzeitalter auf der anderen Seite. Das Land bezieht einen Großteil seiner Elektrizität aus Kernkraftwerken, über deren technischen Zustand angesichts des allgemein üblichen Umgangs und Zustands von Technik nur spekuliert werden kann. Sollte es um die Atomwaffen gänzlich anders bestellt sein? Ich stelle mir gerade einen schrottreifen LKW vor, der im Eilzugtempo über holprige Landstraßen fährt - allen Verkehrsregeln trotzend - und solchermaßen ›heiße‹ Fracht mit sich führt ...

Nahe Jaisalmer gibt es einen Windpark. Ich zähle zweiunddreißig Windräder. Sie dürften wohl ausreichen, die 15.000 Einwohner zählende Kleinstadt mit Strom zu versorgen - an windigen Tagen zumindest. Die schlanken weißen Arme wirken wie ein Gruß aus einer fernen, hoffnungsfrohen Zukunft.

Das an einem malerischen See gelegene Jaisalmer ist ein Gesamtkunstwerk. Alle Gebäude sind aus dem Gestein der Umgebung gebaut - sandfarben, Ton in Ton. Über der in der Ebene angelegten Neustadt mit ihren engen, verwinkelten Gassen, erhebt sich ein mächtiger Hügel, auf dem ein riesiges Fort mit neunundneunzig Wehrtürmen aufragt. Letzteres ist bis auf den letzten Quadratmeter mit zum Teil jahrhundertealten Häusern, Tempeln, kleineren Palästen und engstem Gassengeflecht gefüllt. Viele Tourishops, Kaffees und Restaurants sind darunter. Dank der Enge der Gassen herrscht kaum Verkehr, allenfalls ein paar Fahrräder oder einige Mopeds sind unterwegs, unter die sich ein paar Fußgänger und das eine oder andere Rind mischen.

Wir haben uns am Fuße der Burg im ›Mandir Palace‹ einquartiert, dem wundervollen 250 Jahre alten Stadtpalast. Herrliche Steinschnitzereien wirken, als handele es sich um Holz; Gedanken an das marokkanische Fes werden wach. Doch hier wurde nicht Holz sondern Sandstein behauen - kaum zu glauben, was die Steinmetze seinerzeit zu leisten im Stande waren. Und auch kaum zu glauben, welcher Reichtum hier einmal geherrscht hatte. Heute ist alles am Verfallen. Unsere Zimmer haben auch schon bessere Zeiten erlebt - sie leben vom Flair vergangener Jahrhunderte. Spaziergang durch den Ort: Viele alte Häuser, auch in der ›Neustadt‹. Einige Hawelis sind darunter. Der Name ist von ›Wind‹ abgeleitet: Luftige Residenzen früherer Handelsmagnaten. Die mehrstöckigen, reich verzierten Gebäudekomplexe sind um einen oder zwei Innenhöfe angeordnet, die Wohnbereiche für Männer und Frauen strikt getrennt. In Ermangelung von Fensterglas wurden Blöcke von Sandstein fein durchbrochen. Dies bietet nicht nur Schutz vor Sonne und versorgt die Innenräume mit gedämpftem Licht, sondern sorgt in dem heißen Wüstenklima für vorzügliche Lüftung. Außerdem war es den Frauen, denen es traditionell untersagt war, das Haus zu verlassen, möglich, durch die feinen Öffnungen das Leben in den Gassen zu verfolgen und selbst unerkannt zu bleiben - Funktionen, die heute etwas profaner, die Verschleierung bzw. der übers Gesicht

gezogene Sari erfüllen.

In der Stadt herrscht eine beklemmende Stimmung. Wir schreiben dies zunächst den Spannungen zwischen Indien und dem nahen Pakistan zu, eine explosive Gemengelage, die sich jeden Moment entzünden kann. Dann heulen die Sirenen. Eine unverständliche Lautsprecherdurchsage dröhnt durch den Ort. Die Läden werden geschlossen, die Telefonleitungen gekappt. Mit einem Mal scheint Jaisalmer von der Außenwelt abgeschlossen; den Flughafen hatten sich schon vor Wochen die Militärs für ihre Zwecke einverleibt.

Was war geschehen? Gestern, am 1. März stürmt im Nachbarstaat Gujarat eine Handvoll moslemischer Terroristen einen mit hinduistischen Pilgern besetzten Zug. Die Attentäter dringen in die Waggonen ein, übergießen die Passagiere mit Benzin und legen Feuer! 58 Personen verbrennen bei lebendigem Leibe. Tags darauf stehen ganze Stadtviertel von Ahmedabad in Flammen, Geschäfte werden geplündert, Flüchtende auf offener Straße mit Holzknüppeln und Eisenstangen erschlagen. Die Polizei ist machtloser Zuschauer, die zwei Tage später einrückende Armee hält voll in die Menge. 676 Menschen werden auf der Strecke bleiben. Zwei Wochen wird es dauern, bis die Ausgangssperre aufgehoben wird. Kein Einzelfall: Ethnische oder religiöse Mischkulturen können die Toleranz und Integrationsfähigkeit einer Gesellschaft bis zum Zerreißen belasten - Indien bietet bis heute ein Beispiel dafür. Die Katastrophe der Staatsgründung, der Haß zwischen den einzelnen Religionsgruppen hat sich eingebrannt als kollektive historische Erfahrung. Nichtiger Anlässe bedarf es, um die dünne Eisdecke der Zivilisation und Toleranz brechen zu lassen. Religiöse Eiferer und Provokateure haben ein leichtes Spiel. Die Tendenz, durch Verlagerung des politischen Fokus auf die Außenpolitik, von innenpolitischen Spannungen abzulenken, ist in Indien besonders prekär. Eine harte Gangart gegen den Erzfeind, das moslemische Pakistan, provoziert den Ausbruch gewalttätiger Konflikte im Innern und zwischen den beiden Staaten.

Nachts kommt Sturm auf. Trotz des staubtrockenen Wüstenklimas entzündet sich ein Gewitter mit heftigem Platzregen. Stromausfall. Gespenstische Stimmung. Nun scheint es, sei Jaisalmer endgültig vom Rest der Welt abgeschnitten...

Klare Luft und strahlender Sonnenschein. Die Stadt belebt sich wieder, die Elektrizität wird wieder angeschaltet, nur die Telefonverbindungen bleiben gekappt. Die pikante Begründung für diese Maßnahme: Pakistanische Spione befänden sich in der Stadt; über von Pakistan abgehörte Telefonate würden dem Gegner wichtige Informationen zugespielt. Das Internet mit seinen unbegrenzten Möglichkeiten der Informationsverbreitung hat man freilich vergessen - der Server in der Stadt funktioniert einwandfrei, offenbar auch die Satellitenkommunikation. Mehr als im Westen ist das Internet hierzulande das Tor zur Welt - zu einer fremden, regellosen, unerhörten Welt. Aus der Zeitung erfahre ich, daß nicht nur ein Großteil der

Drogengeschäfte anonym übers Netz abgewickelt werden, sondern auch jugendliche Neukonsumenten aktiv im Netz geworben werden. »Eltern, hütet Eure Kinder!« mahnt der Kommentar.

Betritt man ein Cyber-Kaffee, dann erlebt man oft Sekunden panischen Gezappes, gilt es doch, Seiten mit prallen Brüsten, lüsternen Geschlechtsteilen und gierigem Fleisch vor den Augen der Neuankömmlinge zu verbergen - freilich fehlt die Zeit, um die Einträge im Ordner ›Dokumente‹ zu löschen. Ein erfahrener Griff genügt, und man weiß, welche Inhalte zuletzt studiert wurden. Indien ist prude bis ins Mark. Gebadet wird - wenn überhaupt in der Öffentlichkeit - dann ausschließlich in voller Montur. Vor der Hochzeit ist bis zum heutigen Tage für die Brautleute der unbekleidete Anblick des Partners tabu. Selbst Küssen ist untersagt. Haben Sie je einen indischen Film gesehen? Derartige Szenen werden kunstvoll und aufwendig kaschiert, gelingt das nur halbherzig, schreitet die Zensur ein - mit Gewaltdarstellungen wird hingegen großzügig verfahren, Brutalität und Grausamkeiten werden dem Auge detailverliebt und in epischer Breite dargeboten. Wenn da nicht das Internet wäre...

Abendessen im Restaurant ›8. Juli‹, gleich vis a vis des Stadtpalastes im Fort. Das Essen ist wirklich vorzüglich. Rama, eine moderne, aufgeschlossene Frau, die das Geschäft zusammen mit ihrem Mann führt, gesellt sich zu uns und wir geraten in eine angeregte Unterhaltung. Die beiden leben nur halbährlich in Indien. Ihr Geschäft lebt wesentlich vom Tourismus. Die Nebensaison verbringen sie in ihrer Wahlheimat Australien. So haben sie auch den direkten Vergleich zwischen Rajasthan und einer modernen, westlichen Industriegesellschaft. Rama beklagt das Elend im Lande: Die prekäre Stellung der Frau, die ›illiteracy‹ breiter Bevölkerungsschichten, die sich in unzureichendem Bewußtsein für den Wert der Dinge niederschlage, und die stiefmütterliche Behandlung des öffentlichen Raumes. Die Art, wie Menschen mit öffentlichen Räumen - und den darin befindlichen Mitmenschen - umgehen, sage viel aus über eine Kultur. Seine allgegenwärtige Nutzung als Halde und Pissoir bedeutet im besten Fall Gleichgültigkeit den Mitmenschen gegenüber. Das Verkehrsverhalten geht weit darüber hinaus. Das Dauergehupe meint auch: »Du bist mir im Wege.« Das Recht des Stärkeren triumphiert - respektvolle, kultivierte Verhaltensweisen sind Mangelware. Gewiß, auf die als ›heilig‹ geltenden Rinder wird Rücksicht genommen - sie anzufahren könnte lange Haftstrafen nach sich ziehen. Fahrrad- und Mopedfahrer, Fußgänger oder gemeine Straßenköter, die sich nicht rechtzeitig verkrümmeln, gehen hohe Risiken ein. Auf diese Weise entsteht ein System der Erniedrigung, und - da das Öffentliche letztlich auf alle zurückschlägt - der Selbsterniedrigung. Würde, Achtung und Selbstachtung drohen im Chaos, in Lärm, Dreck, Gestank und Rücksichtslosigkeit unterzugehen. Die Kehrseite der Medaille: Wer es verpaßt, auf die Durchsetzung seiner vitalen Bedürfnisse zu achten, dessen Existenz ist schnell

bedroht. Dieser krude Materialismus auf niedrigem Niveau läßt die Gesellschaft hart und erbarmungslos erscheinen.

Waren es 500 Jahre Fremdbestimmung, war es die Gier der Kolonialmacht oder die nationale Abschottung nach der Vertreibung der Briten, das Kastenwesen, das Pflichterfüllung über Bildung, Ausbildung, sozialen Aufstieg, Fatalismus über rationale Lebensplanung stellt, das überbordende Bevölkerungswachstum, das auch kleinste Fortschritte zunichte macht, die ethnischen und religiösen Konflikte dieser multikulturellen Gesellschaft, die oftmals ungeheuerere Zerstörungskräfte entfalten, die außenpolitischen Probleme, die das Land an den Rand der politischen und wirtschaftlichen Isolation treiben, oder all das zusammen? Hier regiert eine Hand-in-den-Mund-Ökonomie, die für die Entfaltung intellektueller, ästhetischer, ökologischer oder sozialer Ziele kaum Raum läßt. Für die Mehrheit der Menschen sind Ziele wie Lebensqualität und Selbstverwirklichung, die in den westlichen Industriegesellschaften immer weitere Verbreitung finden, Fremdworte. Es regieren, Schmutz, Verfall, Armut, die Zerstörung ökologischer Ressourcen, der Bildungsnotstand und das Gehabe einer verknöchert wirkenden, in vormodernen Tradition verharrenden Männergesellschaft. Alles was hier das Prädikat ›schön‹ verdient, ist wenigstens zweihundert Jahre alt, und verweist schon damals weniger auf hohen allgemeinen Wohlstand, als auf die Zurschaustellung der Privilegien einiger weniger. So gesehen bereisen wir zwei Gesellschaften: Zum einen ein vergangenes, faszinierendes Museum, zum anderen ein Beispiel für eine Gesellschaft, deren Modernisierungsversuche auf tragische Weise mißlungen scheinen: Es drängt sich der Eindruck auf, die Gegenwartsgesellschaft in Rajasthan habe die negativen Begleiterscheinungen von Modernisierungsprozessen in sich aufgesogen, ohne an deren Segnungen teilzuhaben.

Ein anderes Fortschrittshindernis ist das Bollwerk der Bürokratie. Was ist das höchste Ziel in einem Land, in dem die Existenz vieler Menschen Tag für Tag aufs neue bedroht ist? »Laß' uns Bürokraten werden!« Medusenartig beherrschen sie das Land - verschwindet ein Kopf, sprießt sogleich ein neuer empor. Hier wie dort ist es das Hauptanliegen von Politik, Regelungen zu treffen, für deren Verbindlichkeit und Umsetzung die Verwaltung einsteht. Für die Folgen und die unerwünschten Nebenfolgen von Regelungen kümmert sich Politik im allgemeinen ebenso wenig, wie um die effektive Kontrolle der Behörden. Letztere können weitgehend unbehelligt herrschen, was teilweise groteske Auswüchse annimmt. Ein Zeitungskommentar geißelt die Verwaltung, zu deren Aufgaben es gehört, Anträge für Prüfungszulassungen an den Hochschulen auszugeben. Unglücklicherweise fallen die Öffnungszeiten werktags von elf bis vierzehn Uhr genau mit der - eigenmächtig von 30 auf 180 Minuten erweiterten - Mittagspause zusammen. Da alle Beschwerden versanden, fallen tausende von Prüfungen aus! Mangels Kontrolle handeln die Offiziellen nach Gutdünken - oder lassen sich ihre Leistungen, die sie monopolistisch

anbieten, unter dem Tresen noch einmal bezahlen. Ein wirkungsvoller gesellschaftlicher Bremsklotz, der zudem eine Stange Geld verschlingt - ganz wie das atomare Abenteuer oder Indiens Abstecher in den Orbit. Beides wird in dem Blatt kritisch kommentiert. So wundert es wenig, daß der Finanzminister ständig auf der Suche nach neuen Geldquellen ist; gelobt sei, was zu weiterer Besteuerung taugt: Kochgeschirr und Ventilatoren sollen mit 4%, andere Elektroartikel und Sanitär-einrichtungen mit bis zu 37% besteuert werden - irgendwie kurios, denn bei letzteren ist jahrelanger Nachholbedarf offensichtlich! Für Hühnerschenkel wird eine ›Chicken-Tax‹ von 8% anvisiert - der Minister selbst soll überzeugter Vegetarier sein! Zusätzlich ist an eine 15%ige Umsatzsteuer gedacht, von der lediglich Treibstoff ausgenommen werden soll. Für Motorfahrzeuge hat man sich eine eigene, verschärfte VAT Tax ausgedacht. »The New Indian Express« moniert: »State budget neglects expenditure control.« Daß Schmuck und Edelsteine mit 200% taxiert werden sollen, mag die Gemüter weniger erhitzen als die Schröpfkur bei Nahrungsmitteln und im Gastronomiebereich. In einigen Lokalen hängen große Plakate aus, die zum Widerstand aufrufen - andernfalls drohe die Schließung. Steuern verteuern den Lebensunterhalt, der für die meisten, schon jetzt unerschwinglich ist. Das durchschnittliche Pro-Kopf-Einkommen ist gering. Laut UN liegt es in Indien bei etwa einem Dollar pro Tag, in Rajasthan deutlich darunter.

Das ganze Elend wird zusammengehalten, von einem mächtigen religiösen System. Dem Einzelnen mögen die Götter Trost sein. Auf's Ganze gesehen scheint es wenig wahrscheinlich, daß sich diese zutiefst traditionelle Gesellschaft aus ihrem Käfig der Unmündigkeit in absehbarer Zeit wird emanzipieren können. Im Hindu ist das Leben ein breiter, zäher Strom, ein träge dahinströmender Fluß, von Leben, Sterben und Wiedergeburt. Menschen wie Götter betreten die Bühne, verweilen ein wenig und treten wieder ab. Das Schauspiel einer ewigen Metamorphose. Nicht historischer Gestaltungswille sondern Treibholz im ewigen Kreislauf des Geschehens, das, gleich der Meeresbrandung, scheinbar ohne äußeres Zutun immer aufs Neue an die Küsten gespült wird.